

(Nachdruck verboten.)

11 Die Zukunftsfrohen.

Von Georg Hermann.

17. Mai.

Das Bureau — ach ja, das Bureau! Es ist in einem ganz alten, winzigen, verrückten Hause. Früher einmal dienten diese Räume als Gefängnis.

Wir mögen vierzig dort sein in drei Zimmern. Ich arbeite mit einer Anzahl Anderer in einem zweifensstrigen kleinen Raum. Er liegt zur ebenen Erde, und vier Stufen führen zu jeder Seite hinab. Einst waren hier wohl mehrere Zellen; eine Wand ist herausgenommen und an ihre Stelle ein hölzerner, dreiarmer Träger gesetzt. Ringsum, hinauf bis zur Decke, Regale, graue Kästen in hundert und aberhundert kleinen Fächern, wie die Waben eines Wespennestes. In den Ecken Berge von Aktenbündeln und Formularen, alles mit einer dicken Staubschicht überzogen. Ueberhaupt ist Staub hier der Herrscher; auf dem Boden mit den muldigen, splittigen Dielen, auf den Spinden, Regalen, den Stühlen und Tischen, überall macht er sich breit; täglich erobert er sich neue Gebiete und faßt in den alten mehr und mehr Fuß. Nur hier und dort mildern große schwarze, rothe oder blaue Tinten Spuren seine graue Eintönigkeit. An der Wand neben dem hohen, halbzerplatzten Kachelofen hängen zwei Stadtpläne, die von einem Kranz unmotivirter Ruß- und Fettflecke umrahmt werden. Die Pläne hängen zwar schief; aber neue Nägel waren im Etat dieses Jahres nicht vorgesehen, und die alten so zerbrochen, daß man fürchten mußte, sie vollends unbrauchbar zu machen, wenn man sie zu entfernen wagte. Von der dunklen, rissigen Decke pendeln lange, bewegliche Spinnweben zwischen den schwarzen steifen Gasarmen. Ueber Blöcke gelegte, abgehobelte Holzplatten bilden die Tische, aber es ist schwierig, ihre Urfarbe zu erkennen; denn ein Tintenkleck reiht sich an den anderen. Spiegel, Waschtisch, Handtuch, Eimer, Papierkorb, die in wohlberechneter Phalanx sich durch das Zimmer vertheilen, werden durch große Zahlen des Inventars verziert. Ueberall hat man solche Ziffern angebracht, an Stühlen, Tischplatten, Regalen und Kleiderhaken; nur Wasseraraffe und Gläser mußten wohl oder übel verschont werden, doch eine Unzahl dies- und vorjähriger Finger Spuren geben auch ihnen ein würdiges Aussehen.

Es sind meist ältere Herren, mit denen ich zusammenarbeite. Ich will sie „die Zukunftsfrohen“ nennen. Sie sind keine festangestellten Beamten, nicht einmal Hilfsarbeiter, sondern nur zu vorübergehender diätarischer Beschäftigung einberufen. Man braucht sie zur Erledigung irgend einer Massenarbeit; schon nach einigen Monaten zerstreuen sie sich wieder in alle Winde und finden, wenn das Glück ihnen hold ist, da und dort in Bureaus für kurze Zeit neuen Unterschlupf. Ich habe noch nirgends so viel großblumige, schreiende Schlipse, so viel dicke Siegelringe bei einander gesehen; nirgends so viel schwarze, speckige Gehröcke, so viel einförmige, räudige Zylinderhüte. Die Taschentücher der Zukunftsfrohen sind selten weiß, meist roth, grau oder grün, mit Mustern, Kringeln und Sternchen, in der Größe schwanken sie zwischen Theeserviette und Babelafen. Ein jeder scheint aus besseren Zeiten einen Gegenstand oder irgend eine Angewohnheit herübergerettet zu haben, und sei es auch nur die, auf die Haarstrichur, die Pflege des Bartes eine übermäßige Akkuratesse zu verwenden. Und fast alle haben sie einmal bessere Zeiten gekannt, manche sogar gute Tage gesehen, draußen im Leben mit mehr oder weniger Geschick eine Rolle gespielt, bis sie das Unheil erreichte, bis endlich Sturm und Wellen ihr leders Lebensschiff hierher verschlugen. Es ist spähhaft, mit anzusehen, wie sie selbst in diese Einförmigkeit noch die Wichtigkeit einer Lebensaufgabe verlegen wollen, noch hier die gleiche Komödie wie draußen weiter spielen. Keiner würde je zugeben, daß er durch eigene Schuld heruntergekommen, jeder glaubt sich persönlich vom Schicksal verfolgt, hofft aber einst wieder zu altem Glanz und alten Würden zu gelangen und lebt schon jetzt auf Rechnung der glücklicheren Zukunft. Merkwürdige Gespräche werden von ihnen geführt. Von der Schwierigkeit der chinesischen Sprache bis zu elektrochemischen Problemen. Und jeder durchtränkt noch seine Rede mit möglichst vielen, richtig oder falsch

angewandten, Fremdwörtern, um zu zeigen, daß er etwas gelernt hat. Als schweres Geschütz werden sogar lateinische Zitate ins Feld geführt.

Und doch, so wichtig sie immer thun mögen, die Zukunftsfrohen arbeiten wenig, schlecht und widerwillig. Jegliches Streberthum ist ihnen in der Seele verhasst, und sowie jemand nicht gar zu faul ist, heißt es sofort von ihm, er ginge auf den Geheimrath los. Besonders an den beiden ersten Montagen des Monats wird so gut wie gar nichts im Bureau gethan. Alle sind da verkateret, müde und riechen nach Bier. Die Wenigen, die Uhren besitzen, werden fortwährend um die Zeit angegangen; hin und wieder stimmt Herr Lintrou im tiefen Bass den ersten Vers seines „Rundgesangs der Bureaugehilfen“ an: „Ach wie wohl ist mir um viere, mir um viere, mir um viere —“ oder der alte Herr Klüver seufzt und legt mir bedächtig die Hand auf die Schulter: „Jetzt bis zum Abend so schlafen und dann zu Bette.“

Die wenigen Tage, welche Abwechslung in das Leben der Zukunftsfrohen bringen, sind die nach der Unterschrift des Empfangscheines und der Tag der Auszahlung. In der Zwischenzeit hat niemand mehr Ruhe; ist nun endlich das fröhliche Ereigniß erfolgt, dann erscheinen sie alle am nächsten Morgen, wenn sie vorher noch so sehr mit den Gänzen im Streit lagen, glatt rasiert und mit fein säuberlich geschnittenen Haaren. Eine bessere Sorte Schmutztabak — die Düte zehn Pfennig — macht die Runde, überall hört man mit Geld klappern, als klopfte sich ein jeder auf die Tasche und sagte: „Was kostet Berlin?“ Aber am nächsten Tage hat sich der Hochmuth sachte gelegt, und noch einen Tag später geht alles wieder im alten, ärmlichen Geleise.

Die Lebensfrage der Zukunftsfrohen, die wichtigste Frage in ihrem Staatshaushalt ist die der Bierbeschaffung. Ueberall, wo man sie nicht vermuthet, eröffnen sich plötzlich dem Uneingeweihten, hinter geheimnißvollen Thüren, Wälden von Kästen, Stößen von Akten, Läger und Depots jenes kostbaren Stoffes. Freiwillige Kellermeister walden mit Umsicht und Geschick ihres schwierigen, verantwortungsvollen Amtes, sammeln mit Eifer die Zehnspfennigstücke, oder belasten die Konti der augenblicklich Zahlungsunfähigen in genauester Buchführung. Die Organisation ist bis in die letzten Konsequenzen durchgeführt, und die Einigkeit, mit der vorgefuhren ein Buditer, der zu kleine Flaschen lieferte und außerdem sich gegen den Kellermeister der Zukunftsfrohen in roher Weise vergangen hatte, boykottirt wurde, verdient höchstes Lob. —

19. Mai.

Es ist doch eine merkwürdige Gesellschaft, die hier zusammengewürfelt ist. Leute, die sonst im Leben die unüberbrückbare Kluft von Rang und Stand trennte, sitzen friedlich nebeneinander, plaudern miteinander, schnupfen aus derselben Dose, trinken aus einer Flasche, es muß ja nicht immer Bier sein, Nordhäuser wärmt noch besser. Man lacht viel, und manches scharfe Wigwort macht die Runde. Aber dennoch, durch all diese scheinbare Lustigkeit klingt es wie ein müder, klagender Wollton. Nicht jeder kann ihn hören, aber immer, immer klingt dieser begleitende Ton, einmal leiser, einmal lauter, und plötzlich gelst er auf in einem grimmigen, herzzerreißenden Schmerzensschrei! Aber nicht jeder vermag diesen Ton zu vernehmen, die meisten hören nur die scheinbar lustige Melodie.

Da haben wir einen Doktor Bösen. Welcher Fakultät er angehört, weiß niemand, aber den Titel hat er, das ist gewiß. Er spielt die erste Violine, und selbst der Büreaudirektor, ein nervöser, asthmatischer Mensch, der mit seinem runden Mund, seinen hervorquellenden runden Augen, seinem braunen Anzug wie ein Karpen in polnischer Sauce aussieht, behandelt ihn mit fast kollegialischer Hochachtung. Der Doktor ist einige fünfzig Jahre und hat mehr Säbelnarben und Schläger Spuren im Gesicht als Haare auf dem Kopf; er ist klein, wohlgenährt und wampig; oft geht er breitspurig, mit den Händen in den Hosentaschen zwischen den Tischen auf und nieder, schmunzelt, lächelt und pfeift. Befindet er sich aber in Erregung, so sind seine Schritte weitausgreifend, sein Gesicht wird ernst, seine Stirn faltig, bei jeder Wendung bleibt er einen Augenblick stumm stehen, und dann gemahnt er mich an den „enthronten König auf dem Aeschenhaufen seines abgebrannten Schloßes“. Er ist ein kluger Mensch,

der Herr Doktor, er weiß alles nicht nur gut, sondern besser. Er sagt Euch auf Gulden, Kreuzer und Heller, wie viel Auer mit seinen Strümpfen verdient hat, bestimmt Euch auf Monat, Tag und Stunde das Eintreffen der Büchlingszüge, belehrt Euch, wie man schadhafte Marmor neue Politur giebt und weist nach, daß Wasser ein Metall ist. Ja, er ist ein tüchtiger Mensch, der Herr Doktor, wenn er aber lacht, so hört es sich an, als ob ein kleines Kind greint.

Dann ein Pastor. Wann, wie und wo er einmal gepredigt, ist Geheimniß, aber noch heute hat seine Stimme etwas von jenem salbungsvollen Klang, der unserm Herzen wohl thut. Er ist ein spindebürrer, spillriges Männchen, friert stets und zieht auch im Bureau nicht den Mantel aus. Roth wie seine Kravatte sind Backen und Nase, und am Bol zeigt sich dieses Naturchauspiel in stärkster Leuchtkraft. Der Pastor ist stets geschäftig, hastig und unruhig in seinen Bewegungen hüpft er wie ein Mäuschen umher, und doch hat noch niemand erfahren können, was er eigentlich den ganzen Vormittag über thut. Dabei ist gute Laune seine stete Begleiterin, er trällert und summt vor sich hin wie ein Maikäfer in der Laterne. In den Ruhestunden soll der Pastor ethische Abhandlungen schreiben. Ob er einem Mäßigkeitsverein angehört, konnte ich nicht mit Sicherheit feststellen, vermuthete es aber, denn nur niederträchtige Menschen wagen zu behaupten, daß die Röthe seiner Nase einen anderen Grund als den vorjährigen Frost hat.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Wollte man nach den Jubiläen die Zufriedenheit der Völker bemessen, es stände herrlich um einen großen Theil von Europa. Die Feste in Turin sind eben verraucht; und der Telegraph meldete dieser Tage die Nachricht, daß Herr Rudini mit Crispi-gleichem Gewaltfaust alle sozialistischen Blätter Italiens bis auf den „Avanti“ unterdrückt habe. Wenn nun das Volk nicht allen Unmuth ablegt, wenn's nun nicht ruhig wird im Lande!

Und dem fidelem Wien steht erst eine ganze Reihe herrlicher Feste bevor. Schon ist im grünen Prater die Jubiläumsausstellung eröffnet, und die Wiener Presse siedelt in altgewohnter Weise zum lustigen Tanz. Man möchte das große Kind von Wien wieder einkulien, wie man es so oft gethan. Die illustrierten Blätter für den dummen Kerl von Wien bringen Zeichnungen von den Schänken auf der Jubiläumsvogelweide, und Tag für Tag werden die festesten Kunstpfeifer und Kellnerinnen der erstanten Welt in Portraits gezeigt. Das Volk soll hinweggetäuscht werden über die inneren Nöthe, unter denen Oesterreich schmachtet. Allein das große Kind will nicht mehr arglos dahintrotten, die böse Schaar der Sozialdemokratie hält auch dort mit kritischen Augen Wacht.

Auch bei uns schwebt für einzelne Byzantiner Jubiläumstimmung in der Luft. Jedoch die Kampfstage rücken immer näher, und vor der entscheidungsschweren Wahlkämpfe versinken die selbstischen Interessen unserer Byzantiner.

Entscheidungsschwer nach jeder Richtung hin entwickelt sich die Wahlkampagne. Unzweifelhaft tritt auf dem europäischen Kontinent nicht nur ein politisch-reaktionärer, sondern auch ein geistlichlicher Zug zu tage. In Paris, der eminent regiamen Stadt, hat man ein Schlagwort gemünzt „Intellektuell“. Das Wort fiel im Zola-Prozess und rasch wurde es aufgegriffen und übte zündende Wirkung. Die geistige Reaktion bemächtigte sich seiner; der Kleriker-Einfluß stellte es der Gläubigkeit gegenüber und bald wurde es zum höchsten Begriff. Die „Intellektuellen“ waren jene, die sich auf höheres geistiges Verständnis etwas zu gute thaten, die vor der verfeinerten geistigen Arbeit einen gewissen Respekt bewahrten. Nieder mit den Intellektuellen, erscholl es, und intellektuell sein, das wurde so verächtlich, wie bei uns einmal das Wort Schöngest in überster Bedeutung gebraucht wurde. Selbst ein Jaures, der glänzendste Redner der französischen Kammer, mußte sich von einer geistig armen Schaar den Vorwurf gefallen lassen, ein Intellektueller zu sein. Er wird ihn ruhigen Gemüths ertragen.

In Italien ist das „liberale“ Haus Savoyen sehr vorichtig geworden und kommt den Wünschen der hohen Kleriklei weit entgegen. In Zeiten der Volkserschütterung finden sich die Mächte, die trotz einzelner Streitpunkte zu einander gehören.

Im städtischen Parlament von Wien, dieser Spektakelstätte für alle geistige Reaktion, hat man in dieser Woche das Verhalten des Berliner Magistrats zur achtundvierziger Frage weit übertrumpft. Die Mehrheit unter Führung Lueger's nahm entristet Partei für einen Windischgrätz, dessen Name in der Geschichte der deutschen Reaktion hell glänzt, wie nicht leicht ein zweiter. Ein liberaler Gemeinderath wagte es, an das Andenken dieses Volkshäffers zu erinnern, und sofort erhob sich unruhvolle Bewegung und der übliche, fattig belamte Wiener Lärm. So rühmen die Vertreter Wiens sich ihrer eigenen Schmach.

Wer wollte sich darüber täuschen, daß es bei uns etwa anders läme, wenn sich die Reaktionen hätten und drüben der Elbe die

Hände reichten? Bei uns giebt es auch eine Anzahl von Leuten, die sich mit Stolz als Intellektuelle bezeichnen. Sie haben sich selbst eine gewisse Freiheit und Selbständigkeit des Denkens erobert, und von ihrer wirklichen oder eingebildeten geistigen Warte aus sehen sie geringschäßig auf das Treiben der geistigen Reaktion sowohl, als auf gewisse ermüdende parlamentarische Kleinkämpfe herab. Es steckt viel Hochmuth, der sich rächen könnte, in solcher Besinnung. Man kann nicht in Höhen wandeln, auf denen einem weder von oben noch von unten etwas geschehen kann. Das ist eine Fiktion; die Geschichte der freiesten Geister und ihr Martyrium lehren es auf jedem Blatt. Unsere „Intellektuellen“ würden staunen über das geistige Niveau eines Parlamentis, in dem die Vertreter modern-sozialer Anschauungen, moderner Rechtsbegriffe und einer neuen Auffassung vom Verhältniß der Geschlechter fehlten oder bedrängt würden.

Oder haben unsere Intellektuellen nicht die letzte Fraubendeatte, die vergangenen Kunstdebatten des preussischen Abgeordnetenkaufes im Gedächtniß? Welch verpöpter, ja Welch finsterner Geist wurde da offenbar! Die Dinge, die für jeden, den nur ein Hauch von neuer Welt berührt hat, erlebigt sind, werden da von einer erschreckend unwissenden Reaktion fast abergläubisch behandelt. Man baut sich einen kategorischen Imperativ und sagt nichts weiter, als: „Die Frau soll!“ Sie soll das vorstellen, was sie vor Jahrhunderten vorgestellt hat. Es soll alles in geistiger Trägheit verharren. Nichts soll sich in der Stellung der Geschlechter umändern, nichts erweitern dürfen.

Glauben unsere Intellektuellen vielleicht, daß es sich da noch nur um spezielle politische Tagesfragen handelt, die man im sicheren geistigen Besitz misachten könnte? Wer aber starr an solchen dogmatischen Forderungen festhält, wird, wenn er zur ausschließlichen Macht gelangte, alle Wissenschaftlichkeit hassen und zu bedrängen suchen. Man hat es ja erlebt, wie das „volkstümliche“ Zentrum als „sonnenbeschienener“ Regierungsfaktor sich in der jüngsten Zeit verwandelt hat.

Und wie stünde es mit denen, die sich ihrer besonderen künstlerischen Empfänglichkeit rühmen? Die immerfort predigen: hier müsse dem Individualismus die freieste Bahn eingeräumt werden; denn nichts ist so sehr des persönlichen Temperamentes voll, wie gerade die künstlerische Arbeit; das wäre ein gar zu leichtfertiger Trost unserer Intellektuellen, wollten sie annehmen, daß die geistige Reaktion vor allen Dingen sich auf die Tageserzeugnisse in Wort und Bild stütze. Gewiß, vor allen Dingen thut sie das. In der Folge schont sie aber das Buch und das ernsthafte Kunstwerk ebenfalls nicht.

Sollten zudem diejenigen, die sich ihrer geistigen Freiheit rühmen, gleichsam einen priesterlichen Bund, losgelöst von der profanen Menge, bilden wollen? Von denen will ich nicht sprechen, die alle ihre Weisheit aus den Quellen der Tagespresse schöpfen, um dieselbe Presse hernach von oben herab zu verachten. Welche Unbulsamkeit aber von seiten jener, die die Tagespresse nicht als täglichen Kridstod gebrauchen müssen — völlig entbehren kann sie übrigens niemand — gegenüber der kolossalen Leberzahl der Menschen, die auf die popularisirende Tagespresse allein angewiesen sind. Was man ihr mit mehr oder mit weniger Recht vorwerfen möge, wieviel Oberflächliches und Unreines ihr Strom mit sich führe: Was entstände erst, wenn die Klassen, die ans allgemeine Wahlrecht, an die Freizügigkeit und andere Grundrechte die Art anlegen wollen, Oberhand gewannen? Wie würde bei völliger Pressebelagerung mit unbedingter Sicherheit die völlige Versimpelung eintreten.

Wer unter den sogenannten „Intellektuellen“, und wäre er der schärfste Preserverächter und sähe er haarstark all' den Jammer, den der Einfluß des Kapitals zum großen Theil auf die bestehende Presse übt, wollte die Preszustände, die dann sich entwickelten, verantworten? Was in der Presse heute gesündigt wird, kann durch einen Theil der Presse wiederum ein gut Stück wettgemacht werden. Aber bei einem Sieg der geistigen Reaktion würde der kapitalistische Einfluß nur noch bestärkt und der rein geistige Inhalt zu absolut leichter Nede herabsinken.

In der Manier, sich auf sich selbst zu beschränken, jedenfalls fern vom „leidigen, öffentlichen Gezänt“ zu leben, steckt am Ende auch etwas Weich-Resignirtes. Besonders zähe, kraftvolle Naturen kannten diese Manier nicht. Ein Beweis dafür ist das Leben Gladstone's, der sicherlich auch den Gang zur Beschaulichkeit kannte. Man mag über Gladstone's Politik denken, wie man wolle: Man kann es ihm nicht abstreiten, daß er ungewöhnliche Arbeitsdauer und Regsamkeit besaß. Diese Regsamkeit, die auf alle Ereignisse im öffentlichen Leben rasch reagirt, bewahrte er noch bis ins hohe Greisenalter. An anderer Stelle ist die politische Bedeutung Gladstone's erörtert worden. Trotz seiner politischen Vielgeschäftigkeit steckte doch in Gladstone ein gutes Stück reiner Gelehrten-Natur. Umfassend war seine klassische Bildung, er war ein reich belehener Hellenist; und wenn er ein Weilschen Ruhe hatte, flüchtete er gerne zu seinen „Alten“ und seinen Lieblingsbüchern. Für die beschauliche Seite seines Wesens spricht auch die gläubige Innigkeit des liberalen Staatsmannes, die wirklich nichts Gemachtes an sich zu haben schien.

Aber die Lust, sich zu bethätigen, überwog alles Beschauliche in der Natur dieses Mannes. Leute, die ihn in den letzten Jahren seines Daseins auffuchten und in seiner Haltung, seinem Gesicht die Spuren des Verfalls augenfällig sahen, stauten über die Leuchtkraft

und den frischen Glanz seines Blicks. Der „old man“ bewies damit noch jene Lebenskräfte, die in unseren Tagen immer seltener zu werden droht.

Fast bis in die letzte Zeit seines Lebens liebte er auch die starke körperliche Bewegung. Sprichwörtlich wurde ja Gladstone, der Holzhaader, weil er zu seiner Muskelkräftigung dem Sport gern oblag, Holz zu zerleinern. Solche Lebensenergie mußte ein Volk, wie das englische ist, besonders anheimeln. Sie wirkte gewiß mit zum volksthümlichen Ansehen, das Gladstone unbeschadet aller politischen Gegnerschaft besaß. Solche Lebensenergie ist an sich etwas Prächtiges. Alpha.

Kleines Heuileton.

—w— Auf dem Wege. „Ja, ja, meine Klara ist ein kluges, kleines Frauenzimmer!“ sagte der Baumeister Vogt. Er tätschelte mit seinen fleischigen Händen ihre weißen, dünnen Finger und lachte: „Ja, sie sagt Jedem ihre Meinung. Und das ist auch ganz recht so! Immer offen und ehrlich auftreten! Da wird man schließlich am höchsten geachtet.“

Klara sah verlegen vor sich hin. Ihr von der Pensionslust gebleichtes Gesicht erröthete bei diesem Lob. Vor Unwillen zitterten die kleinen Falten zwischen den Augenbrauen und die dünnen Nasenflügel. Dann kam wieder Ruhe und Selbstbewußtsein in ihre Züge. Nachdenklich sah sie auf und sagte voll Eifer: „Ja, Herr Winter, ich kann es nicht ausstehen, wenn ein Mensch in ihrem Alter schon so sehr bummelt. Sie haben schon einmal das Examen nicht bestanden. Damals dachte ich, Sie würden jetzt ganz bestimmt tüchtig arbeiten und alles nachholen. Ihr Studium interessiert sie doch sonst so sehr. . . . Es mühte doch schön sein, die Rechtswissenschaften studieren zu können und dann später, auf dem Gericht, für Wahrheit und Recht eintreten zu können.“ Um ihre Augen legte sich ein sinnender Zug, während ihr die Stimme vor Erregung verjagte.

Der junge Mann, der mit Studentenmilke und buntem Bande vor ihr stand, halb betreten, halb überlegen-höhnisch lächelnd, zuckte die Achseln; „Ach, wissen Sie, Fräulein Klara, die Ideale frieren mit der Zeit ein. Da wird auch nur Interessenwirtschaft getrieben und dazu kommt man noch früh genug.“

„So!“ antwortete sie zornig. „Dann sollten Sie alles aufwenden, um der Interessenwirtschaft ein Ende zu machen! Das wäre doch eine Aufgabe, ein Ziel!“

Das Lächeln in seinem Gesichte erstarb. Er beugte seinen Oberkörper etwas vor. Doch gleich darauf richtete er sich mit dem alten, kühlen Lächeln hoch: „Nein, wissen Sie, ein solcher Held will ich garnicht sein. Was habe ich denn dann von meinem Leben? Ich fühle mich jetzt sehr wohl. Das Bedürfnis, zum Streiter und Märtyrer zu werden, habe ich durchaus nicht. Habe ich nicht recht, Herr Vogt? Was soll ich mich um allen Tod und Teufel kümmern! Die Hauptsache ist doch, daß man sich selber wohlfühlt, und, wenn es mal nöthig ist, sein Amtchen, kurz und gut, genug zum Leben hat.“

„Ja. . . .“
„Nein, Papa!“ unterbrach ihn Klara. „Wir haben meiner Ansicht nach die Pflicht, unser Bestes zum Vollkommenheitsstreben der Menschheit zu thun. Wer sich und anderen aber die schöne Zeit todtschlägt, ist nicht werth, zu denen gerechnet zu werden, die man achten und schätzen muß!“

Herr Winter sah ihr verblüfft nach, als sie sich mit einem Rud umdrehte: „Adieu! Lassen sie sich den Frühlingschoppen gut schmecken!“
„n verflucht gescheidtes Mädel!“ schmunzelte der Baumeister und ging ihr nach, nachdem er sich von dem Studenten verabschiedet hatte. — „Siehst Du,“ meinte er, als er sie erreicht hatte, „das ist so ein allgemeiner Zug, der durch die Menschen geht: Möglichst wenig arbeiten. Und bei den Studenten kann ich das noch ganz gut verstehen. Es muß doch wirklich keinen Spaß machen, sich fortwährend in den Hörsälen herumzudrücken und alte Schmöler durchzustöbern. Warum sollen die nicht ihre Jugend ein bißchen genießen?“

„Ach, das nehme ich ihnen nicht übel; aber sie müssen auch einen ernsthaften Drang nach Wissen und Können zeigen.“

„Na ja. . . . Aber sieh' mal, diese Unlust an der Arbeit bei dem anderen Volke. Die möchten am liebsten gar nichts mehr thun. Ach, sie thun schon jetzt so gut wie nichts.“

„Ach, hier sind ja jetzt eine Menge neue Straßen gebaut, seitdem ich zum letzten Male hier war. . . . Diese Menge Hiesenhäuser — und das Pflaster — und die Laternen. . .“

„Ja, nicht wahr, wie sich die Gegend verändert hat! Die meisten Häuser sind in meinem Bureau entworfen. Das da drüben, wo jetzt der Mörtelwagen anfährt, ist auch von mir, die Fassade habe ich selbst gezeichnet.“

„Ach!“ Klara suchte ihr Gesicht möglichst gleichgültig zu machen, aber der listige Blick ließ sich nicht ganz unterdrücken. „Du jagtest doch eben, die Arbeiter arbeiten jetzt schon gar nicht mehr. Wer hat denn aber die Gerüste aufgebaut, die vielen, vielen tausende Steine vermauert und . . .“

„Ach. . . . Du bist ja 'ne dumme Föhre!“ schnitt ihr der Baumeister die Rede ab, „ne ganz dumme Föhre.“ —

n. Gladstone als Redner. Der Zauber von Gladstone's Rede muß außerordentlich gewesen sein. Unterstützt durch ein kräftiges und äußerst wohlklingendes Organ, übte er auf seine Hörer oft einen wahrhaft befriedigenden Reiz aus. Auf den Wunsch seines

Vaters hatte er viel Mathematik studirt und dabei eine außer-gewöhnliche Macht über Zahlen erworben. So konnte er einen so trockenen Gegenstand wie ein Finanzgesetz in einer so fesselnden Weise vortragen, daß ihm selbst die blasirtesten Parlamentarier vier bis fünf Stunden lang ruhig zuhörten. „Ich konnte dieser Rede Gladstone's nicht widerstehen, sagte 1859 ein Tory, als erfterer unter Palmerston Schatzkanzler war und statt einer Ermäßigung eine Erhöhung der Einkommensteuer vorgeschlagen hatte, „ich mußte für ihn stimmen“. Sprach aber Gladstone die Sprache der Leidenschaft, wie in seinem oratorischen Feldzug für Bulgarien, dann rih er seine Hörer zu einem wahren Taumel der Begeisterung hin. Dann arbeiteten sich aus seinen verschlungenen, aber darum nicht weniger gemeinverständlichen Wendungen die padendsten Schlagworte heraus. Die Reden sind in dieser Hinsicht das Abbild des Mannes selbst. Für gewöhnlich war Gladstone die Ehrbarkeit des Wiedermannes selbst, dann aber brach plötzlich durch diese selbsterrichteten Schranken gemessener Höflichkeit eine Leidenschaftlichkeit hindurch, die Freund und Feind verblüffte. Selbst noch in seinen vorgerückten Jahren entwickelte Gladstone einen Ungestüm, wie man ihn sonst nur bei einem Südländer vermuthet hätte. Zu sagen, daß diese Ausbrüche nur Berechnung gewesen, wäre schon deshalb verfehlt, weil Gladstone sich dabei gewöhnlich zunächst eine Niederlage zuzog und erst hinterher langsam die Mehrheit der Nation für sich gewann. —

Archäologisches.

— In der Nähe von Semlin wurde vor einigen Tagen ein interessanter Römerfund gemacht. Er besteht aus einer 30 Zentimeter hohen und 25 Zentimeter breiten Marmortafel. Darauf befindet sich ein schönes Relief. Deutlich sichtbar und schön geformt zeigt sich in der Mitte ein Opferaltar mit brennender Opferflamme, rechts davon eine weibliche, links eine männliche Figur. Die männliche Figur stützt sich auf einen Stab, an dem sich eine Schlange emporringelt. Die weibliche Figur hält eine Schlange in der Hand. Wir haben es hier offenbar mit Askulap und Hygieia zu thun. Rings um die Tafel läuft bandförmig eine Inschrift, die schon stark verwischt und unleserlich ist. Solche Tafeln wurden den Göttern zu Ehren aus Dankbarkeit für überstandene Krankheiten an Tempeln, Häusern oder Grabdenkmälern angebracht. Für Alterthumsforscher hat dieser Fund einen besonderen Werth, weil man aus ihm die Ausdehnung der römischen Stadt Taururum erkennen kann. —

Hygienisches.

t. Schwebt Europa in einer Pestgefahr? Diese Frage wird nach einem von der „Hygienischen Rundschau“ vertretenen Artikel der Pariser „Semaine medicale“ bejahend beantwortet. Die Schutzmaßregeln, welche den Einbruch dieser Krankheit sowie der Cholera von Indien her verhindern sollen, werden als durchaus ungenügend hingestellt. Die internationale Pestkonferenz in Venedig sei nur „eine Großthat in Worten“ gewesen, und ihre sämtlichen Beschlüsse seien auf dem Papier stehen geblieben. Die Schuld daran trage wesentlich der oberste Gesundheitsrath in Konstantinopel, dem man die wichtigsten Befugnisse und Aufgaben anvertraut habe, der aber eine gänzlich unfähige, der nöthigen Autorität wie der nöthigen Mittel ermangelnde türkische Behörde sei, die an Haupt und Gliedern reformirt werden müsse, ehe sie etwas Wirkliches leisten könne. Die ungläublichen, jeder hygienischen Regel spottenden Zustände auf der sog. „Quarantäne-Station“ in Bassora haben sich seither nicht gebessert, und nicht anders sei es um die Lage in Kamaran am Rothen Meere und in Abu-Said bei Dschebdaß bestellt. Die Gleichgültigkeit, mit der man in Europa diesen Zuständen gegenüberstehe, könne sich eines Tages bitter rächen. —

Aus dem Thierreiche.

ie. Die merkwürdige Geschichte eines See-fisches war der Gegenstand mehrerer Berichte der Fischerei-Kommission der Vereinigten Staaten und sie verdient in der That die Aufmerksamkeit der Gelehrten und das Interesse der mit der Fischerei Beschäftigten in hohem Maße. Es war im Jahre 1879, als ein amerikanischer Kapitän Hutchings während des Stodfischfanges an der Ostküste seiner Heimath einen Fisch zu Gesicht bekam, der ihm völlig unbekannt war. Da er bereits seit langen Jahren dort den Fischfang betrieb und alle Fische zu kennen glaubte, war er nicht wenig erstaunt über diesen Fund. Er fing etwa 100 Stück, das Fleisch erwies sich als überaus wohlschmeckend. Daher wollte er über Namen und Art sowie über den Handelswerth des Fisches ins Klare kommen und sandte ein Exemplar davon an das National-Museum in Washington — und siehe da! auch den beiden gelehrten Sachverständigen dieses Museums war der an der Küste der Vereinigten Staaten, sozusagen vor den Thoren von Washington herumschwimmende Fisch sowohl seiner Art als seiner Gattung nach vollkommen unbekannt. Der Fisch erhielt den Namen *Lopholatilus chamaeleonticeps* und wurde wissenschaftlich beschrieben. Er ist einer der schönsten Fische, die man überhaupt kennt, sowohl in dem Glanz und der Mannigfaltigkeit seiner Färbung als in dem Wohlgeschmack seines Fleisches. In demselben Jahre wurde der Fisch nochmals von einem anderen Stodfischfänger in 40 Grad nördlicher Breite gefunden. Nunmehr wurde von dem Vorstande der Vereinigten Fischerei-Gesellschaften ein besonderes Schiff auf Jagd nach dem *Lopholatilus* abgeschickt, da man von ihm eine neue Bereicherung der amerikanischen Seefischerei erhoffte. Man

durchsuchte die Stellen, wo man den Fisch getroffen, und fand eine so große Menge davon, daß ein reichliches Vorkommen des bisher so hartnäckig verborgenen geliebten Thieres als sicher angesehen werden konnte. Durch Schiffsverluste infolge stürmischen Wetters verzögerte sich die nächste Lopholatilus-Expedition bis zum Frühjahr 1882 und brachte nun eine neue erstaunliche Nachricht mit. Das Boot hatte zwischen dem Golfstrom und der Küste in der Breite der Chesapeake-Bai eine ungeheure Menge von Fischen getroffen, zwischen denen es 50 bis 100 Kilometer weit dahin fuhr; alle diese Fische, durch die ein anderes Schiff sogar 230 Kilometer weit hindurch segelte, waren in todtm oder lebendem Zustande. Das Meer war buchstäblich ein großes Leichensfeld und die meisten der Leichen gehörten zu der eben erst entdeckten Fischart. Man schätzte ihre Zahl auf Hunderten von Millionen, junge und ausgewachsene. Was hatte diesen Massenmord veranlaßt? Gewöhnlich erklärt man ein solches großes Fischsterben durch die Annahme, daß die Schwärme in eine zu kalte Strömung geriethen, wo sie durch den plötzlichen Temperaturwechsel gelähmt werden und sterbend an die Oberfläche kommen. In der That war das Eis in jenem Jahre an den Küsten von Neu-Fundland und Neu-Schottland besonders reichlich, auch wütheten heftige Stürme. Man hat mehrfach beobachtet, daß Stodfische plötzlich massenweise zu Grunde gingen, wenn ein Eisberg in die Nacht gerieth, wo sie sich aufhielten. Von anderer Seite suchte man die Massensterblichkeit durch untermeerische Entladung giftiger Gase, Vulkanausbrüche am Meeresboden und Aehnliches zu erklären, doch wurde in jenem Jahre keine solche Katastrophe an jenen Küsten bemerkt. Die Annahme einer Epidemie schien ausgeschlossen, da die Fische keinerlei Bakterien oder andere Schmarotzer aufwiesen und ihr Fleisch ohne Schaden und ohne Verminderung des Wohlgeschmades gegessen werden konnte. Seitdem schien der Fisch verschwunden, als ob er, eben erst entdeckt, schon wieder vollkommen ausgerottet wäre. 1883 und 1885 wurden Expeditionen nach ihm ausgesandt; völlig vergeblich. Endlich 1892 wurden zu großer Freude der Fischereigenossenschaft wieder 8—9 Exemplare des Todtgeglaubten gefangen, einzelne Individuen waren also dem Massenmorde entgangen und konnten sich langsam wieder vermehren. 1893 fing man im Golfstrom schon einige Stüde von 7—20 Pfund Gewicht und guter Gesundheit, jedenfalls wird es geraume Zeit dauern, bis die Milliarden, die 1892 ausstarben, wieder ersetzt sein werden. Diese Geschichte ist besonders deshalb interessant, weil sie beweist, daß ein Thier von massenhaftem Vorkommen an einer der bestbekanntesten Stellen des Erdgebietes sich der Kenntniß der Menschen ungläublich lange entziehen kann. Es sollen übrigens Untersuchungen eingeleitet werden, um festzustellen, ob der werthvolle Fisch auch weiter südlich im Atlantischen Ocean vorkommt. —

Aus der Pflanzenwelt.

ss. Wie die Trauerweide nach Europa kam, erzählt ein Botaniker aus der belgischen Stadt Gent. Die Trauerweide, diese beliebte Pflanze der Friedhöfe und ein Baum, der besonders den Ufern stiller Weiher und Seen einen reizvollen und eigenartigen Schmuck verleiht, ist nicht ein Kind Europa's, sondern stammt aus Persien. Ueberhaupt waren von dem Baume, dessen männliche und weibliche Blüthen auf getrennten Individuen wohnen, bis vor kurzem nur weibliche Exemplare bei uns vorhanden, die sämmtlich von einem einzigen Reis stammen sollen. Eines Tages erhielt nämlich der englische Dichter Alexander Pope ein Körbchen mit Feigen aus Persien gesandt. Er bemerkte an einem der Weidenzweige, aus denen das Körbchen geflochten war, einen jungen Trieb und löste das Reis heraus und pflanzte es ein. Aus ihm erwuchs die erste Trauerweide in Europa, und zwar eine weibliche. Neuerdings sind dann auch männliche Trauerweiden aus ihrem Heimathlande zu uns eingeführt worden. —

Technisches.

k. Neben zwei neue chinesische Farbstoffe, das Cu-nao und das Cayda, berichtet der französische Forscher Picquet. Das Cu-nao ist eine große, etwa 1—2 Pfund schwere Knolle, die unserer Kartoffel in einigen Punkten ähnelt. Sie wird von den Tonkinesen viel verwendet und hat holziges Fleisch, das ähnlich wie getrocknete rote Möben aussieht. Das Färben mit dem Cu-nao bewirken die Tonkinesen einfach dadurch, daß sie die frischen Früchte in einem Mörser mit Wasser zusammen zerstoßen und in diese Brühe die zu färbenden Stoffe eintauchen. Die Farbe soll sehr lichtbeständig und haltbar sein. Der andere Farbstoff, das Cayda, stammt von einer Baumrinde, und wird hauptsächlich von den Anamiten benutzt. Sie zerstampfen die Rinde zu einem gröblichen Pulver und kochen es in Wasser aus. Beide Substanzen sollen sich vorzüglich zum Färben eignen, und man soll sehr schöne braune Farbnuancen damit erzielen können. — Durch Zusatz eines aus China stammenden lebrigen Stoffes, der Pheuden genannt wird, erhalten die Stoffe ein glänzendes Ansehen, so daß sie wie Lackirte erscheinen. —

Humoristisches.

— Mißverständene Korrektur. Der Herr Professor kommt während seines Landausenthaltes bei einem Spaziergang an einem Bauernhof vorbei, der mit Brettern eingezäunt ist. Auf einem derselben hat ein Junge mit Kreide aufgeschrieben: „Der

Gubauer Misch ist ein Esel!“ „Die hiesige Jugend,“ bemerkt der Herr Professor, „scheint hier mit der Orthographie auf sehr spantem Fuße zu stehen. Ich will es doch einmal richtig hinschreiben“. Der Gubauer überrascht den Herrn Professor bei dieser Beschäftigung, und mit den Worten: „Hab' ich Dich endlich einmal erwischt, Du verfligter Schmierer!“ packt er den Herrn Professor beim Kragen und jagt ihn recht unsanft zum Dorfe hinaus. — („Flieg. Bl.“)

— Wie man Petroleum entdeckt. Eine heitere Geschichte, wie ein Bauerlein in Kasan eine Petroleumquelle entdeckte, erzählt der „Kasanli Telegraph“. Ging ein armer Bauer vom Lande zur Stadt, um etwas Geld zu den Ostersfeiertagen zu verdienen, wenn nicht anders zu erbetteln, da zu Hause die Kinder nach Brot schrien. Ueber das Eis des Flüsschens Kasanka schreitend, bemerkte er plötzlich, wie durch eine Eispalte ein Petroleumstrahl hervorquoll. Der findige Kopf verschaffte sich (wie, wird nicht angegeben) einen Schlitten, auf dem eine Wassertonne befestigt war, und den Schöpfer dazu, füllte die Tonne mit Petroleum, brachte die Waare zur Stadt, verkaufte sie im Handumdrehen, kehrte zur Petroleumquelle zurück, füllte, verkaufte wieder und strich ein hübsches Stück Geld ein. Leute, die seinen Handel beobachtet hatten, machten es ihm nach, und bald sah man um die Petroleumquelle ein fieberhaftes Treiben wie in Klondyke. Endlich wurde die Polizei aufmerksam — und was stellte sich heraus? An der Stelle, vom Eise oberflächlich bedeckt, befand sich eine von den dort lagernden Petroleumkapseln, die, schadhaft geworden, den Inhalt ausspießte. Die Menge des ausgeflossenen Petroleums beziffert sich auf ca. 70 000 Pud. Der Entdecker der Quelle und dessen Nachtreter verlaufen anfangs das Petroleum für 27 Kopeken, später für 7 Kopeken das Pud. Um das mitgeschöpfte Wasser vom Erdöl zu sondern, öffneten die Leute bloß den Spunt unten an den Gefäßen und ließen das Wasser einfach ablaufen. —

Vermischtes vom Tage.

y. Auf dem Gute B o s s o w bei Kraukow (Mecklenburg) liegen die Eltern, als sie auf Arbeit gingen, ihre sieben Kinder allein in der Wohnung zurück. Bei der Milchlehr fanden sie vier Kinder erkrankt vor, eins starb kurze Zeit darauf. Die Kinder sollen von einer Schierlingswurzel gegessen haben. —

— Von russischen Grenzsoldaten wurde bei Parteningken an einem 15jährigen Mädchen ein Sittlichkeitsverbrechen schwerster Art verübt. — Bei Truschen hatte eine lettische Auswanderertruppe von 13 Personen die Grenze überschritten, ohne die Zollwache passiert zu haben. Als sie sich bereits auf preussischem Gebiet befand, wurde sie von einem russischen Grenzsoldaten bemerkt. Dieser gab sofort einen Schuß ab und traf einen dreizehnjährigen Knaben, der auf der Stelle todt war. —

— In Radmühl bei Lauterbach wurde ein Landwirth, während er mit seiner Familie am Kaffeetisch saß, vom Blitze erschlagen. Seine Frau wurde gelähmt. —

— Bei Siedershausen (bei Marburg) ging am Freitag ein Wollenbruch nieder, der viele Verwüstungen anrichtete. Die Lahn geht mit Hochwasser. In der Umgegend Marburgs stehen Häuser und Wiesen unter Wasser. —

— Der Maschinist und der Heizer eines Ketten dampfers geriethen während der Fahrt bei Wieblichogen in der Nähe von Heidelberg in Streit. Der Maschinist schloß dabei den Heizer mit einem Gewehr in den Unterleib und verwundete ihn so schwer, daß er bald darauf starb. —

— Bei Kematen (Oberinntal) flog die Pulvermühle in die Luft. 112 Kilo explodirten. Die Ursache ist unbekannt. Ein Arbeiter wurde getödtet. —

— Eine Feuersbrunst zerstörte die Werkstätten der Wladikawas-Bahn. Der Schaden wird auf 250 000 Rubel geschätzt. — Unweit der Station Kawlaskaja wurde ein Zug von Räubern überfallen und ausgeplündert. Bei dem Kampf, der sich hierbei entspann, wurden zwei Personen vom Zuge getödtet, neun verwundet. —

— c. e. Die russische Zeitung „Glasnosty“ macht bekannt, daß sie unvorhergesehener Umstände wegen ihr Erscheinen einstellt. Damit ist auch die letzte der sechs zu Beginn des vorigen Jahres neubegründeten russischen Zeitungen eingegangen. —

— Das Räuber-Unwesen in Kaukasus kam immer noch nicht ausgerottet werden. Im Jahre 1897 wurden 35 Räuber im Kampf getödtet, 184 verhaftet, 17 wurden von ihren Spießgesellen todtgeschlagen. Eine große Zahl von Beamten hatte sie begünstigt und ist jetzt verbannt worden. —

— Der Schauspieler Penleh, der in „Charleys Tante“ eine Hauptrolle spielte, hat bis jetzt über zwei Millionen Mark dabei verdient! —

— In London brachte die Versteigerung der Büchersammlung eines Lord Ashburnham 1 200 000 M. —

— Der Lurlei-Brunnen mit dem Reliefbild Heinrich Heine's, gegen dessen Aufstellung die deutschen Philister so mannhaft protestirten, wird nunmehr im Central-Park von New-York aufgestellt werden. —